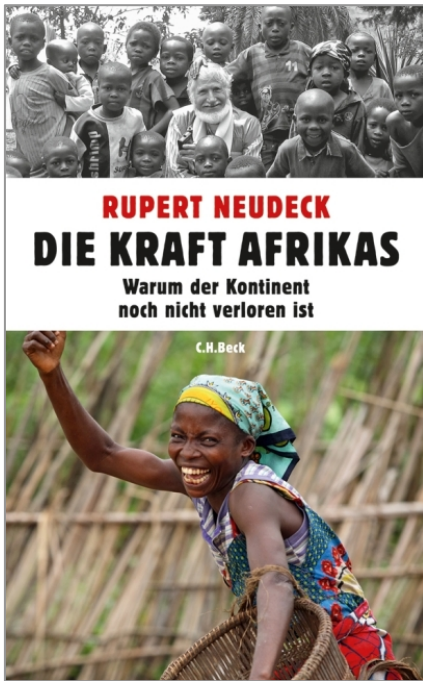


Unverkäufliche Leseprobe



**Rupert Neudeck**  
**Die Kraft Afrikas**  
Warum der Kontinent noch nicht  
verloren ist

256 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-59857-9

### **Erste Begegnungen mit Afrika**

Ich selber habe Afrika vor allem aus dem Blickwinkel des humanitären Helfers kennengelernt. Schon meine erste Begegnung mit dem Kontinent stand im Zeichen einer furchtbaren Katastrophe. Im Februar 1980 klingelte an einem Sonntagmorgen ein baumlanger Somali mit Namen Abdulkarim Ahmed Guleid an unserer Tür in Troisdorf. Er erzählte uns in gepflegtem Deutsch, dass es eine große Fluchtbewegung von Somalis aus dem äthiopischen Grenzland, dem Ogaden, nach Somalia gebe und diese Hunderttausende von Flüchtlingen keine richtige Versorgung hätten. Er sei schon überall herumgegangen in Deutschland und habe um Unterstützung gebeten, aber man glaube ihm nicht. Wir hatten damals gerade damit begonnen, mit dem Schiff «Cap Anamur» im Südchinesischen Meer vietnamiesische Boat People zu retten, und

unser Reihenhaus zum Hauptquartier der entstehenden Organisation umfunktioniert. Wir entschlossen uns zu helfen. Mit einem Jumbo und 22 Tonnen Hilfsgütern flogen wir nach einigen Vorbereitungen nach Djibouti und brachen von dort auf, um uns durch die Wüste nach Hargeisa zu begeben. Wir fuhren drei Tage, bis wir dort ankamen. Hätte es geregnet, so sagten uns die Einheimischen, wären aus den drei Tagen drei Wochen geworden. Die herrliche Wüstenlandschaft und das Zittern vor den Naturgewalten, das war der erste massive Eindruck, den ich von Afrika bekam. Doch die Schönheit des Kontinents und seiner Menschen habe ich erst sehr viel später richtig wahrnehmen gelernt.

Schon ein Jahr später war ich wieder in Afrika. Der ugandische Diktator Idi Amin hatte sein Nachbarland Tansania angegriffen und die Kräfteverhältnisse falsch eingeschätzt. Als die tansanischen Truppen die Hauptstadt Kampala einnahmen, setzte er sich ins Ausland ab. Danach gab es in Uganda keine staatliche Struktur mehr. Es war das Ende aller Sicherheit. Die einzige noch funktionierende Institution waren die Kirchen, allen voran die gut organisierten Katholischen Orden. Wir starteten nur mithilfe der sogenannten Verona Fathers in der damaligen Provinz West-Nile ein Hilfsprojekt und übernahmen das Krankenhaus in Maracha. Herrlich engagierte Ärzte und Techniker gingen damals mit uns, furchtlos, wie es bei der heutigen Vollkasko-Mentalität gar nicht mehr möglich ist.

Das Entsetzliche, das ich dort erlebte, habe ich damals noch vor Ort in einer Aufzeichnung festgehalten: «Ombaci, West-Nile/Uganda, 24. Juni 1981. Eine ugandische Frau läuft schreiend mit ihrem Baby auf dem Arm herum, ihre Schreie wie ihr irrsinniges Im-Kreis-herum-Laufen drücken nur den unerträglichen, jedes menschliche Maß überschreitenden Schmerz aus – Soldaten der UNLA, der offiziellen staatlichen Armee (*Uganda National Liberation Army*), sind am Vormittag dieses Tages auf das Gelände der Missionsstation der Verona Fathers in Ombaci (5 km von Arua, der Hauptstadt der ugandischen Provinz West-Nile entfernt) gestürmt und haben unter den etwa 7000 Menschen, die sich hierhin fliehend zurückgezogen hatten, ein unvorstellbares Blutbad angerichtet. Dem Baby im Arm der Frau hat ein Soldat in den Kopf geschossen, sodass die Kopfkuppe weg ist. Nur noch die Gehirnmasse quillt heraus – ein Bild heillosen Schreckens, das der Mordterror dieser

von Hass, Rache, Vergeltung und Vernichtung betrunkenen Soldaten hier angerichtet hat. Vier unserer Mediziner sind an diesem Morgen in die Missionsstation gekommen. In Arua ist keine Menschenseele mehr zu sehen. Alle sind ins benachbarte Zaire geflohen – insgesamt sind es 150 000, die getürmt sind, aus den beiden Distrikten Terregoi und Maracha. Diese Truppen sind eigentlich Mordbanden. Sie verdienen nicht mehr den Namen «legale, reguläre ugandische Armee». Es handelt sich um undisziplinierte, offenbar von keiner klaren Befehls- und Kommandohierarchie und -struktur geführte Mord- und Plünderbanden. So ähnlich muss man sich, denke ich mir, die Landsknechtdramen im Dreißigjährigen Krieg vorstellen, die undiszipliniert plündernd und Terror und Schrecken verbreitend durch Europa zogen und die Bauern vertrieben und ausraubten, wo immer sie hinkamen.» Assoziationen an den Dreißigjährigen Krieg sollten mich in Afrika in den kommenden Jahrzehnten immer wieder befallen.

Das dritte Land Afrikas, das ich kennenlernte, war 1983 das geschichtsträchtige Äthiopien, in dem uns die Menschen wegstarben wie die Fliegen und wir vor Verzweiflung nicht mehr wussten, was wir tun sollten. Wegen einer lang anhaltenden Dürreperiode herrschte eine Hungersnot, die zu einer Jahrhundertkatastrophe zu werden drohte. In den folgenden drei Jahren versuchten wir zusammen mit anderen Hilfsorganisationen, unter schwierigen Bedingungen die Not wenigstens etwas zu lindern, unter anderem in Lalibela, dem alten Wallfahrtsort im Norden Äthiopiens. Die Höhlenkirchenwelt in ihrer betörenden Schönheit nahm ich damals nur am Rande wahr. Mein Bild des Landes wurde geprägt durch die verhungerten Gestalten, die vor unseren Augen zusammenbrachen.

Bis heute sind noch eine ganze Reihe weiterer Länder hinzugekommen, in denen ich, zuerst mit CAP ANAMUR, seit Kurzem mit der neuen Organisation Grünhelme e. V., Hilfsprojekte durchgeführt habe: etwa der Tschad, der Sudan, Mosambik, Liberia, Sierra Leone, Angola, Südafrika, Ruanda, der Kongo und Mauretanien. Besonders verliebt war ich in die starken, mutigen, fähigen Menschen in Eritrea, die einen Befreiungskrieg führten, der mir einen gehörigen Respekt abnötigte und mich zu einem lebenslangen Bewunderer dieser Eritreer machte. Die ehemals italienische Kolonie besaß innerhalb Äthiopiens

einen Autonomiestatus, den der Kaiser Haile Selassie seit 1952 ausgehöhlt hatte, bevor er Eritrea 1961 zu einer normalen Provinz seines Landes machte. Damals begann ein Unabhängigkeitskampf, der 30 Jahre dauern sollte. Am 24. Juni 1988 geriet ich selbst in einen der Luftangriffe, die der äthiopische Diktator Haile Mariam Mengistu, der den letzten Kaiser 1974 gestürzt hatte, immer wieder durchführen ließ. Wir hatten uns nach einer durchfahrenen Nacht in Afabet irgendwo in einem Haus hingelegt. Gegen 14.30 Uhr wachten wir auf und gingen durch den Ort. Dann um 15.07 Uhr stieß die erste Mig auf uns nieder und warf Clusterbomben auf die hell lodernden Häuser drum herum. Ganz sicher war ich mir, dass dies das Ende war, doch ich hatte die Rechnung ohne die Eritreer gemacht, die uns gleich in einen Schützengraben wegschleppten, wo wir diese Attacke überlebten. Fünf Jahre später war es dann so weit: Von dem Prinzip der Unantastbarkeit der Grenzen wurde abgewichen, und Eritrea erhielt die volle Unabhängigkeit. Erhebend war auch der Befreiungskampf des ANC und seiner Verbündeten in Südafrika und beschämend die Rolle von Weißen und Christen, die sich nicht vorstellen konnten, wie gefährlich diese Auseinandersetzung für die Welt war. Dass Christen die Apartheid theologisch camouflieren konnten, war für mich immer unbegreiflich.

Afrika habe ich aber trotz des Elends, das ich sah, von Anfang an immer auch als ein Beispiel von Überlebensmut und Überlebensfähigkeit, von Kraft und Geistesstärke, von Humor und Heiterkeit erlebt. Es war wunderbar, wie diese vielen Hunderttausend in ihrem Elend ihre Würde bewahrten. Wenn ich das schönste Erlebnis aus 30 Jahren berichten oder hervorkramen sollte, dann war es auf einer Art Leprainsel auf dem Nil, wo wir Leprösen Medikamente und Nahrungsmittel brachten. Diese kranken Menschen mit ihren Hand- und Fußstümpfen waren so fröhlich und dankbar, dass sie in der herrlichen afrikanischen Sonne anfangen zu tanzen.

[...]

## Das Versagen der Kirche beim Völkermord in Ruanda

Von dem Arzt Dr. Mutombe aus Zaire bekam ich einen Witz erzählt, der in Ruanda spielt. Obwohl es in Ruanda eigentlich keine Witze gibt, keine Komödien und keine Komödianten, so gab es doch diese witzige Geschichte. Allerdings kippt sie innerlich: Während man lacht, gerinnt das Lächeln schon wieder und vereist. Darin unterscheidet sich dieses geheimnisvoll ernste Land von fast allen anderen afrikanischen Ländern. Also: In Ruanda gab es Arbeiterpriester. Ein Priester, der in einer Fabrik gearbeitet und sich zusätzlich Geld verdient hatte, war bei der Einschätzung am Ende des Monats ungerecht eingestuft worden. Das hätte ihm eine gehörige Gehaltsrückstufung und Geldeinbuße eingebracht. Daraufhin rannte er zum Fabrik-Kontor und hatte wütend gleich seine ruandische Kalaschnikoff mitgenommen: seine Machete. Als er in das Büro hineinrannte, ganz erregt und bedrohlich mit seinem Buschmesser herumfuchtelte, da redeten die Umstehenden auf ihn ein: Halt, langsam, er sei doch nun Diener und Priester der Kirche, was er denn mit dem Messer jetzt machen wolle?! Da sagte der Priester immer noch in höchstem Erregungszustand: «Je suis pasteur à l'Eglise. Ici c'est autre chose» – «In der Kirche bin ich Pfarrer, aber hier ist das was ganz anderes!»

Man nimmt in Ruanda die Merkmale der Katholisierung und Missionierung des Landes schnell wahr. Viele Ruander tragen katholisch-europäische Heiligennamen. In der Rubrik «Vornamen» der Visa- und Passanträge finden sich z. B. «François Xavier», Franz Xaver, der berühmte Jesuiten-Missionar in Indien, oder «François Assisi». Daran erkennt man ein katholisches Taufregister. Oder es gibt ganz lange Vornamen, wenn manche Eltern exotische Mystiker der katholischen Kirche zu Namenspatronen ihrer Neugeborenen gemacht haben: «Jean de la Croix», also der «Heilige Johannes vom Kreuz», der große spanische

Mystiker, oder auch «Jean Marie Vianney» – die drei Namensbestandteile des berühmten, fast heiligen Pfarrers von Ars bilden einen ruandischen Vornamen. Bei den Vornamen gibt es kaum etwas Authentisch-Afrikanisches oder gar Namen auf Kinyarwanda, der hier gesprochenen Bantu-Sprache. Sie sind alle unserem christlich-abendländischen Kulturkreis entnommen. Fast alle, denn es gibt ja auch eine kleine muslimische Minderheit in Ruanda mit entsprechend anderen Rufnamen. Das war das Erste, was mir auffiel. Äußerlich hat die katholische Kirche alle Bastionen besetzt, bis hin zu den Taufnamen. Dennoch hat sie nicht einmal versucht, den Völkermord zu verhindern

In Ruanda töteten von April bis Juni 1994 Angehörige der Hutus 75 Prozent der Minderheit der Tutsis. Der Massenmord an einer Million Bürger wurde – wie nachträglich feststeht, aber auch damals schon deutlich war – vom Regime in Kigali organisiert, nachdem das Flugzeug des Präsidenten Juvenile Habyarimana am 6. April beim Landeanflug auf Kigali abgeschossen worden war. Dieser Massenmord wurde nicht einmal versteckt, er fand von Anfang an ganz offen auf den Straßen, Plätzen, an den Flüssen, in Kirchen und Schulen ohne eine Schamschwelle statt. Am 15. April 1994, genau acht Tage nach dem Beginn des Massenmordens, gab es einen feierlichen Hirtenbrief der ruandischen Bischöfe. Also acht Tage nach dem Ausbruch des grässlichsten Völkermordes nach Auschwitz. Selbst in dieser Erklärung haben die Bischöfe noch die Rolle der Armee gepriesen. Der Text der Bischofskonferenz wirkt nicht nur katastrophal, sondern zynisch: «Die katholischen Bischöfe bitten inständig die Autoritäten, die ja die Sicherheit der Personen und der Sachen gewährleisten sollen, alle diejenigen zu neutralisieren, die den Frieden beunruhigen, dessen die Bevölkerung so sehr bedarf. Die katholischen Bischöfe preisen und loben die Armee Ruandas, die sich diese Sicherheitsprobleme zu Herzen nimmt. Sie, die Bischöfe Ruandas, bitten die Armee, weiter jedermann zu schützen ohne Unterschied der Ethnie, der Partei und der Gegend, aus der jemand kommt.»

So etwas zu diesem Zeitpunkt noch zu sagen, schreibt der Leiter der Jesuiten-Hochschule in Nairobi, P. Augustin Karekezi, «war mehr als geschmacklos».<sup>1</sup> Das ist ein blasphemischer und heuchlerischer Text. Jeder wusste am 15. April, dass schon an die 50000 Menschen, und zwar Tutsis und einige oppositionelle Hutus, ermordet worden waren. Und zwar von

eben dieser Armee und der von der Armee mit Waffen ausgerüsteten Miliz der Interahamwe und der Impuzamugambi – jeder konnte das wissen. Allein um ihr Gesicht zu wahren, aus Angst und Feigheit haben die Bischöfe, die wussten, dass die Völkermordregierung gleichsam gleich um die Ecke logierte, nicht einmal die verschlüsselte Sprache der Enzyklika gewählt. Sie haben einfach das Gegenteil dessen gesagt, was die Realität war – aus Angst um ihr Überleben.

Selbst als unmittelbar danach die Kirchen durch Massenmorde geschändet wurden und das Blut in den Kirchenräumen und in den Sakristeien in Strömen floss, haben die Bischöfe ihre Stimme nicht erhoben. Während religiöse Institute (wie gleich am 7. April das Institut Christ in Kigali), Kirchen, Klöster, Gemeindezentren, Priesterseminare und katholische Schulen in den Mordstrudel der Armee und der Milizen sowie der aufgehetzten Hutu-Bevölkerung gerieten, nahmen die Bischöfe unter Führung von Monsignore Thadee Nsengiyumva Partei für die Völkermörder. Karekezi erklärt dieses Versagen mit den «haarsträubend engen Beziehungen, die die katholische Kirche zu einer chauvinistischen Diktatur» unterhalten habe.

Die überwiegende Mehrzahl der weißen Missionare und der weißen Nonnen wurde ganz selbstverständlich evakuiert, egal, ob sie protestantische Pfarrer mit Familie, Professoren oder Militärgeistliche der belgischen Blauhelme waren: In dieser Grenzsituation waren die Missionare und Nonnen nicht mehr Christen und Vertreter Gottes, sondern Belgier, Franzosen, Amerikaner, Deutsche, d. h. Träger des Reisepasses der Bundesrepublik Deutschland. Sie konnten sich in Sicherheit bringen. Doch so wie der Soldat und der Polizist eine höhere Gefährdung des eigenen Lebens in Kauf nehmen muss, so auch die Priester, die Hirten sind, Pastores für ihre Herde. Die katholischen und christlichen schwarzen Ruander mussten dableiben und, wenn sie Tutsis waren, sich abschlachten lassen. Ganz wenige Weiße nur harrten aus, weil sie das als ihre Pflicht ansahen: bei ihrer Herde, bei ihren Christen in den Pfarreien zu bleiben. Ich weiß nur von den beiden «Weißen Vätern» Otto Mayer und Pater Hermann Schultz, die in Ruanda bei ihren Gemeinden geblieben sind und sich nicht haben evakuieren lassen. Otto Mayer hat eines der bewegendsten Dokumente hinterlassen, ein Tagebuch aus den Tagen nach dem 6. April 1994.



Viele «Weiße Väter» sind dagegen bis heute überzeugt, dass das Unheil in Ruanda allein mit der Ruandischen Patriotischen Front (RPF), der Partei der Tutsis, und ihren Soldaten gekommen ist, die seit 1990 unter Paul Kagame gegen das Hutu-Regime in Ruanda kämpften. Unter dem jahrzehntelang diktatorisch regierenden Präsidenten Juvenile Habyarimana sei alles wunderbar gelaufen. Der eigene Erzbischof war ja im Zentralkomitee der Einheitspartei, für die Kirche, deren Personal sich weitgehend aus Hutus zusammensetzte, lief alles hervorragend. Für die Massenmorde, auch für das massenhafte Ersäufen von Zigtausenden von Ruandern im Akagera-Fluss seien letztlich die Rebellen der Patriotischen Front verantwortlich.

BBC berichtete damals in einem Radiobericht aus Ruanda: Tutsi, die in ihrer Bedrängnis bei einem Pfarrer Zuflucht gesucht hatten, wurden von ebendiesem Pfarrer eigenhändig getötet. Ähnliches habe ich von glaubwürdigen Zeugen gehört. Immer wieder wird in dem muslimischen Viertel in Kigali erzählt, die einzige Religionsgemeinschaft, die sich bei der Rettung von Tutsis hervorgetan habe, seien die Muslime gewesen. Die Muslime hätten sich sehr mutig verhalten und viele Tutsis versteckt, sie hätten das auch sehr unprätentiös getan. Ihre Zahl war gering, aber sie haben in gewisser Weise die Religion, den menschlichen Rang der Religion, der Bindung an Gott in den Augen der Ruander gerettet. Ähnliches leistete übrigens auch die bei uns meist belächelte und nicht gut beleumundete Sekte der «Zeugen Jehovas». Allerdings war ausgerechnet einer der fürchterlichsten Anstifter zum Abschlichten, der Chefredakteur der extremistischen Hetzzeitung *Kangua*, Hassan Ngeze, ein Muslim. Er hat noch aus dem Exil bedauert, dass die «Endlösung» nicht geschafft wurde. Jetzt sitzt er in Arusha in Tansania, wo seit 1995 der Internationale Strafgerichtshof für Ruanda tagt, und wartet auf seinen Prozess.

### **Mit CAP ANAMUR in Ruanda**

Erst der militärische Sieg der RPF unter Paul Kagame beendete das grauenhafte Abschlichten der Tutsis. Am 19. Juli 1994 wurde eine neue Regierung der RPF und einiger Hutu-Kräfte, die sich später als schwach

entpuppten, gebildet und von der internationalen Staatengemeinschaft zunächst noch stillschweigend, später offiziell anerkannt. Noch bevor der Völkermord zu Ende ging, war ich nach Ruanda gekommen, um zu erkunden, wie CAP ANAMUR helfen könnte. Zunächst gingen wir in die Provinz Byumba im Nordosten Ruandas, die schon unmittelbar nach dem Beginn des Mordens im April 1994 von der RPF erobert worden war. Bei diesen ersten Besuchen im Norden Ruandas habe ich die Institution Kirche als völlig verängstigt wahrgenommen. Mit schlechtem Gewissen, würden wir sagen. Die Provinzhauptstadt Byumba ist immerhin ein Ort mit einem Bischof. Er liegt wie fast alles in Ruanda auf Hügeln – wie kann es anders sein in dem Land der 1000 Hügel? In der Mitte der Stadt thront die mächtige Kirche, die sich wie eine Art Wehrburg aus dem Haufen der kleinen einstöckigen Häuser erhebt. Daneben die mit einer kräftigen Mauer umgebene Pfarrei und das Bistumszentrum. Dort hatte sich damals die RPF eingerichtet. «Man hat uns diese Räume zur Verfügung gestellt», wurde mir mitgeteilt, aber man spürte, die RPF-Leute sagten das eher aus Verlegenheit. Die Kirche war nicht mehr präsent, die RPF hatte die Räume einfach übernommen.

Als ich unmittelbar nach dem Ende des Mordens zum ersten Mal nach Gisenyi im Nordwesten des Landes kam, die Provinz, die mit als letztes von der RPF erobert wurde, war die Verbindung zwischen Kirche und Völkermördern ebenfalls deutlich zu spüren. Gisenyi glich damals einer leeren Geisterstadt, da alle Hutus auf Befehl ihrer Völkermordregierung über die Grenze nach Goma gezogen waren, der Hauptstadt der kongolesischen Provinz Nord-Kivu. Auch hier ging ich auf das riesengroße Gelände der reichen Kirche, und auch hier war der Pfarrer nicht da. Ich fragte den Diakon Jean Baptiste, wo er denn jetzt sei. Jean Baptiste war der Wächter für die Hilfsgüter und Medikamente, die wir von Deutschland in fünf Lkws nach Gisenyi gebracht und in den leeren Gemeindesälen der Pfarrei untergebracht hatten: «Il n'est pas là.» («Er ist nicht da.»)

Ja, aber wo ist er denn? – «À Goma».

Ist er dort mit der Bevölkerung übergegangen, als die Regierung den Befehl dazu gegeben hatte?

«Non, la fuite était à titre individuel!» («Nein, er ist ganz aus eigenem Entschluss dorthin geflohen.»)

Eine typische Ent-Schuldigungs-Rede. Natürlich war der Pfarrer auf Befehl der Völkermörder in den benachbarten Kongo gegangen, der damals noch den Namen Zaire trug.

Lea Ackermann, die uns damals begleitete, verdanke ich Beobachtungen aus dem Inneren der ruandischen Kirche nach dem Völkermord. Im August 1994 flogen wir zusammen mit einer russischen Frachtmaschine via Kairo und Entebbe nach Kigali. Lea Ackermann ist eine Nonne, eine sogenannte «Weiße Schwester», Angehörige des weiblichen Zweigs der berühmten «Weißen Väter», des mächtigen Bollwerks der Katholischen Kirche in Ruanda. Früher hat sie in Nairobi und Mombasa gute Arbeit für Prostituierte geleistet, die den westeuropäischen Touristen als Sexopfer zur Verfügung stehen, und geriet darüber mit der Regierung des Daniel Arap Moi in Konflikt. Lea Ackermann ist bekannt in der ruandischen Kirche. Sie hat als Leiterin der katholischen Mittelschule sowie der höheren Frauenfachschule in Nyanza von 1967 bis 1972 durchgängig in Ruanda gearbeitet. Über ihre fünf Jahre im Land schrieb sie ein instruktives Buch, das für diese Periode ruandischer Zeitgeschichte als ein Standardwerk gelten kann.<sup>2</sup>

«Ich komme zum Haus der Benibikira in Nyamirambo, rufe und suche nach den Schwestern. Das Haus ist abgesperrt, überall Spuren der Verwüstung. Eingeschlagene Fenster, eingetretene Türen, Papier am Boden zerstreut, Stofffetzen, Spuren von Feuer, Zerstörung. Ich suche in der Nachbarschaft und finde gegenüber dem Kloster auf der anderen Straßenseite vier Schwestern und einen Priester. Die Schwestern haben sich in einem Privathaus eingemietet.» So berichtet Schwester Lea Ackermann – die Wunden bluten oft noch, sind noch lange nicht vernarbt – von dem, was sie wahrnahm, als sie im August 1994 für eine Versammlung nach Nyamirambo kam, an der auch der Erzbischof von New York teilnahm. Die Kritik der Anwesenden am Verhalten der Kirche ist heftig: «L'église a échoué» («Die Kirche hat versagt»); «Christen haben andere Christen getötet»; «Wir Priester haben nichts verhindert», «Wir haben das Morden nicht gestoppt»; «Waren wir nicht mutig genug, Märtyrer zu sein?», «Die Missionare haben uns in dem Moment verlassen, wo wir sie am nötigsten gebraucht hätten!» «Tausende von Menschen sind umgebracht worden, und wir waren nicht da.»<sup>3</sup>

## Kein Schuldeingeständnis

Doch diese selbstkritischen Stimmen setzten sich nicht durch. Die katholische Kirche ging nach dem Völkermord den Weg der Anpassung an die realen Verhältnisse. Bis heute hat sie über ihr Scheitern in Ruanda nicht gesprochen, schon gar nicht öffentlich: «Confessing is a tactical error», zu deutsch «Ein Schuldeingeständnis ist ein taktischer Fehler», heißt es in den Flüchtlingslagern im Kivu, wo ja auch die katholischen Hutu-Priester und Hutu-Bischöfe vertreten sind, die gemeinsam mit der Völkermordarmee und -regierung in das Nachbarland flohen. Dass die katholische Kirche als Vermittlerin oder gar Ratgeberin auftreten könnte nach dem Völkermord, hält P. Augustin Karekezi SJ für undenkbar: «Zuerst muß die Kirche sich der Wahrheit stellen!»<sup>4</sup>

Man hat für den 14. August in der Ruandischen Kirche für jedes kommende Jahr einen Gebetstag eingeführt. In den Aufrufen für diesen Gebetstag gibt es kein Wort der Selbstkritik, der Zerknirschung und Trauer darüber, dass die Kirchengebäude entheiligt, desakralisiert wurden. Für viele Tutsis, die sich als Christen in der Hoffnung dorthin begaben, dass der Kirchenraum sie schützen würde, waren die Kirchengebäude eine Falle. Sie waren ein exzellenter Ort, um auf engstem Raum ganz viele Menschen zu erschlagen. Besseres konnte den Völkermördern, auch – nominell – Christen, gar nicht passieren.

Nach der Investitur der neuen Regierung fing sich die Kirche institutionell wieder. Einige wenige weiße Missionare kamen wieder zurück, Bischöfe wurden wieder eingesetzt, die drei Bischöfe, die im Mai 1994 in Kabgayi von Soldaten der RPF ermordet worden waren, wurden als Märtyrer gefeiert. Und es gab für die Abgesandten des Vatikans nichts Wichtigeres, als mit den neuen Machthabern über die Rückgabe des kirchlichen Eigentums zu verhandeln. Ich habe die böse Vision: Der Papst wird bei seinem nächsten Ruandabesuch, wenn es denn einen in absehbarer Zeit geben kann und wird, die drei Bischöfe selig oder heilig sprechen, bevor die katholische Kirche Ruandas ein Wort der Reue geäußert hat. So wie der katholisch-polnische Papst am 3. Oktober 1998 in Zagreb im Beisein eines ebenso unbußfertigen und für Morde an der

muslimischen Bevölkerung Bosniens verantwortlichen Präsidenten Franjo Tudjman den durch das faschistische Ustascha-Regime belasteten Kardinal Stepinac selig gesprochen hat.

Will die katholische Kirche noch eine gesellschaftlich produktive und heilsame Rolle spielen, wird sie so nicht weitermachen können. Sie wird beherzigen müssen, was der deutsche protestantische Theologe Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis Plötzensee vor seiner Hinrichtung durch die Schergen Adolf Hitlers sagte: «Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen.»<sup>9</sup> So müsste es auch für die Kirche in Ruanda jetzt heißen: Nur wer für die Tutsis schreit, wenn sie verfolgt und in Todesangst leben, darf in die Kirche gehen. Nur wer jetzt für die Tutsis und die versöhnungsbereiten Hutus schreit, darf sich weiter ein Christ nennen.